

Sohn oder Tochter, Natur oder Kultur? Geschlechterpräferenzen für Kinder im europäischen Vergleich

Karsten Hank, Gunnar Andersson und Hans-Peter Kohler

Einleitung

Eine ausgeprägte Präferenz für männliche Nachkommen, mit zum Teil dramatischen Folgen für die Lebenssituation von Mädchen und Frauen, findet sich heute vor allem in einer Reihe asiatischer Länder wie China (z.B. Zeng u.a. 1993), Indien (z.B. Clark 2000) oder Korea (z.B. Larsen u.a. 1998). Geschlechterpräferenzen für Kinder sind jedoch ein kulturelles und demographisches Phänomen, das auch in modernen westlichen Gesellschaften zunehmend beachtet wird (vgl. Lundberg 2005; Raley/Bianchi 2006). Beispiele für neuere Studien sind zum Beispiel Shelly Lundberg und Elaina Rose (2002), die das Arbeitsangebot und die Löhne von Männern in Abhängigkeit vom Geschlecht ihrer Kinder untersuchen, Lundberg und Rose (2003), die den Zusammenhang zwischen dem Geschlecht nicht-ehelich geborener Kinder und der Heiratswahrscheinlichkeit ihrer Eltern analysieren, Andersson und Gebremariam Woldemicael (2001) sowie Andreas Diekmann und Kurt Schmidheiny (2004), die Scheidungsrisiken von Eltern mit Kindern unterschiedlichen Geschlechts untersuchen, außerdem Hank und Kohler (2000) sowie Michael S. Pollard und S. Philip Morgan (2002), die auf die Rolle von Geschlechterpräferenzen für Fertilitätsentscheidungen fokussieren.

Besonders relevant erscheint uns die Untersuchung der Bedeutung von Geschlechterpräferenzen für das *reproduktive Verhalten* in modernen Gesellschaften (vgl. Hank 2007, für einen aktuellen Überblick), da in den vergangenen Jahrzehnten nicht nur traditionelle Geschlechterrollen teilweise erodiert sind, sondern auch die Geburtenneigung deutlich zurückgegangen ist. Darüber hinaus erlauben es neue Verfahren der Reproduktionsmedizin (z.B. MicroSort®; vgl. Dahl u.a. 2004), das Geschlecht eines Kindes vorzubestimmen. Wie hat sich vor diesem Hintergrund der spezifische Wunsch von Paaren nach einem Sohn oder nach einer Tochter verändert? Gibt es in Europa überhaupt (noch) Geschlechterpräferenzen, und falls ja: sind sie regional und über die Zeit stabil, oder lassen sich möglicherweise unterschiedliche Entwicklungen beobachten?

Diesen Fragen geht der vorliegende Beitrag nach, in dem wir die Existenz von Geschlechterpräferenzen und ihren Effekt auf Fertilitätsentscheidungen (1) in

Deutschland sowie (2) in Dänemark, Finnland, Norwegen und Schweden untersuchen. Theoretisch folgen wir hierbei der aus dem »Value of Children«-Ansatz (z.B. Nauck 2001) abgeleiteten Annahme, dass Söhne und Töchter auch in modernen Gesellschaften einen geschlechtsspezifischen (instrumentellen und/oder emotionalen) Nutzen für ihre Eltern spenden. Die empirische Grundannahme zur Identifikation von Geschlechterpräferenzen in unseren Modellen besagt, dass sich Eltern dann für weitere Kinder entscheiden, wenn bei der aktuell erreichten Kinderzahl das gewünschte Geschlecht (bzw. die gewünschte Geschlechtskomposition) nicht realisiert wurde (z.B. Yamaguchi/Ferguson 1995).

Geschlechterpräferenzen in Deutschland¹

Die Daten des ALLBUS 2000 (vgl. Terwey 2000), auf denen unsere Untersuchung beruht, erlauben sowohl (a) die Identifikation von Determinanten selbstberichteter Geschlechterpräferenzen als auch (b) die Analyse der Verhaltensrelevanz möglicher Geschlechterpräferenzen.

Die *Untersuchung selbstberichteter Geschlechterpräferenzen*, mit der wir beginnen, basiert auf der Frage: »Wenn Sie es sich aussuchen könnten, hätten Sie lieber ein Mädchen oder einen Jungen?« (für Befragte, die den Wunsch nach einem – weiteren – Kind geäußert haben) bzw. »(...) wie viele Mädchen und wie viele Jungen hätten Sie dann gerne?« (für Befragte, die den Wunsch nach mehreren – weiteren – Kindern geäußert haben). Die Antworten hierauf wurden so recodiert, dass sich vier Ausprägungen unterscheiden lassen: keine Präferenz, Präferenz für gleich viele Jungen und Mädchen, Präferenz für (mehr) Jungen und Präferenz für (mehr) Mädchen. Die Analyse, in die Männer und Frauen im Alter von 18 bis 45 Jahren eingingen, wurde getrennt für Kinderlose ($n = 406$) und Eltern ($n = 117$) durchgeführt.

Die bivariat deskriptive Auswertung (vgl. Tab. 1) zeigt, dass ein Drittel der Kinderlosen und sogar gut die Hälfte der Eltern keine Präferenz für ein bestimmtes Geschlecht äußern. Bei den Kinderlosen geben jedoch gleichzeitig fast die Hälfte der Befragten an, sich einen ausgewogenen Geschlechtermix mit gleich vielen Jungen und Mädchen zu wünschen. Der entsprechende Anteil bei den Eltern ist mit 10 Prozent deutlich niedriger, was vor allem darauf zurückzuführen sein dürfte, dass wir hier nicht auf das Geschlecht des ersten Kindes konditioniert haben und dass ein erheblicher Teil jener Eltern, die eine Präferenz für (mehr) Mädchen (20 Pro-

¹ Eine ausführliche Darstellung der in diesem Abschnitt vorgestellten Befunde findet sich bei Hank/Kohler (2003). Vgl. auch die Studie von Brockmann (2001) auf Basis des Sozio-oekonomischen Panels.

zent) bzw. für (mehr) Jungen (16 Prozent) äußern, damit eigentlich auf einen ausgewogenen Geschlechtermix abzielen. Betrachtet man jedoch wiederum die Kinderlosen, findet sich hier ein immer noch nennenswerter Anteil von einem Fünftel der Befragten, die eine explizite Präferenz für ein bestimmtes Geschlecht angeben, wobei der Wunsch nach (mehr) Jungen bzw. Mädchen mit jeweils 9 Prozent gleich stark ausgeprägt ist.

	Kinderlose (n=406)	Eltern (n=117)
Keine Präferenz	35 %	54 %
Geschlechtermix	47 %	10 %
(Mehr) Mädchen	9 %	20 %
(Mehr) Jungen	9 %	16 %

Tabelle 1: *Gewünschtes Geschlecht von (weiteren) Kindern – Kinderlose und Eltern, 18–45 Jahre*

(Quelle: ALLBUS 2000, eigene Berechnungen (vgl. Hank/Kohler 2003: 137).)

Eine multivariate Analyse auf der Basis eines multinomialen Logitmodells (Details hier nicht gezeigt; vgl. Hank/Kohler 2003: 140) ergibt Hinweise darauf, dass unter den Kinderlosen Frauen eher eine Präferenz für einen Geschlechtermix bzw. für Mädchen äußern, während Befragte ohne Berufsabschluss eher eine Sohnespräferenz äußern. Bei den Eltern finden sich unter den jüngeren Befragten sowohl Hinweise auf den Wunsch nach einem ausgewogenen Geschlechtermix als auch auf die Existenz einer Präferenz für (mehr) Jungen. Die stärkste Korrelation mit unserer abhängigen Variablen weist jedoch das Geschlecht des ersten Kindes auf. Hieraus lässt sich eine *klare Präferenz für eine Geschlechterkomposition mit (mindestens) einem Sohn und (mindestens) einer Tochter ableiten*.

Präferenzen – auch wenn sie explizit geäußert werden – müssen allerdings nicht unbedingt verhaltensrelevant werden. Daher untersuchen wir in einem *zweiten Analyseschritt*, inwieweit das Geschlecht des ersten bzw. zweiten Kindes mit der Wahrscheinlichkeit der Geburt eines zweiten bzw. dritten Kindes zusammenhängt. Hier werden zwei getrennte Regressionen geschätzt, nämlich für Eltern mit mindestens einem Kind ($n = 861$) und für Eltern mit mindestens zwei Kindern ($n = 547$). Die ordinalskalierte abhängige Variable in unserem geordneten Probitmodell kann drei Ausprägungen annehmen: kein weiteres Kind geboren *und* kein weiterer Kinderwunsch; weiteres Kind wird gewünscht; weiteres Kind wurde geboren.

In beiden Regressionen (Details hier nicht gezeigt; vgl. Hank/Kohler 2003: 141) weisen die Kontrollvariablen das jeweils erwartete Vorzeichen auf. Mit Blick auf die

uns hier interessierenden Variablen »Geschlecht des ersten Kindes« bzw. »Geschlecht der beiden ersten Kinder« zeigt sich, erstens, eine höhere Wahrscheinlichkeit für die Geburt eines zweiten Kindes, wenn das erste Kind ein Mädchen ist. Dies interpretieren wir als Hinweis auf eine *verhaltensrelevante Sohnespräferenz bei Geburten zweiter Ordnung*. Es zeigt sich allerdings zweitens, dass es keinen statistisch signifikanten Effekt des Geschlechtes der beiden erstgeborenen Kinder auf die Wahrscheinlichkeit einer Geburt dritter Ordnung – und damit hier auch *keine* verhaltensrelevante Geschlechterpräferenz – gibt.

Geschlechterpräferenzen in den nordischen Ländern²

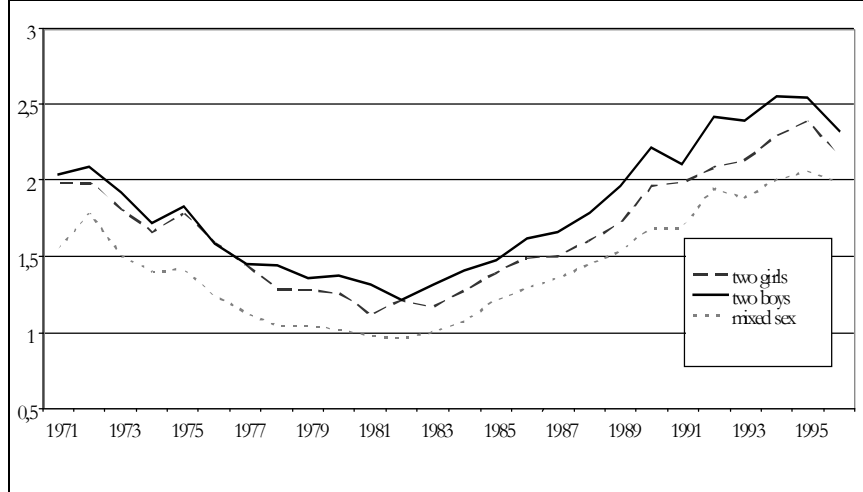
Die vier nordischen Länder Dänemark, Finnland, Norwegen und Schweden stellen in mehrfacher Hinsicht einen Idealfall für die Untersuchung von Geschlechterpräferenzen für Kinder dar. Sie weisen ein gemeinsames Fertilitätsmuster auf (z.B. Andersson 2004), gelten als weltweit führend in der Realisierung gleichberechtigter Geschlechterbeziehungen (z.B. Berqvist 1999) und verfügen seit Jahrzehnten über außerordentlich zuverlässige Bevölkerungsregister (vgl. SCB 2003), die wir für unsere Untersuchung auswerten konnten.³ Diese Daten erlauben es uns, Ereignisanalysen für die Jahre 1961/71 bis 1999 auf der Basis einer Vollerhebung bzw. – für Finnland – 10-Prozent-Stichprobe der weiblichen Bevölkerung in den jeweiligen Ländern durchzuführen.

Da sich – im Gegensatz zu unserer deutschen Untersuchung – bei der Analyse des Übergangs zum zweiten Kind kein systematischer Zusammenhang mit dem Geschlecht des ersten Kindes gezeigt hat (vgl. Andersson/Hank/Rønsen/Vikat 2006: Tab. 2), konzentrieren wir uns hier auf den *Übergang zum dritten Kind*. Ausführlich vergleichen wir dabei Finnland mit Schweden. Da die Befunde aus Dänemark und Norwegen nahezu identisch mit jenen aus Schweden sind, werden die Ergebnisse für diese beiden Länder zwar auch in Abbildung 1 dargestellt, aber nicht eigens diskutiert.

² Eine ausführliche Darstellung der in diesem Abschnitt vorgestellten Befunde findet sich bei Andersson/Hank/Rønsen/Vikat (2006). Vgl. Brunborg (1987), Jacobsen u.a. (1999), Kartovaara (1999) und Schullström (1996) für frühere Untersuchungen von Geschlechterpräferenzen in den nordischen Ländern.

³ Den statistischen Ämtern der nordischen Länder sei an dieser Stelle ausdrücklich dafür gedankt, dass sie uns Zugang zu ihren Registerdaten gewährt haben.

(a) Dänemark, 1971 bis 1996, relative Risiken bezogen auf Mütter mit Sohn und Tochter 1983



(b) Finnland, 1971 bis 1999, relative Risiken bezogen auf Mütter mit Sohn und Tochter 1983

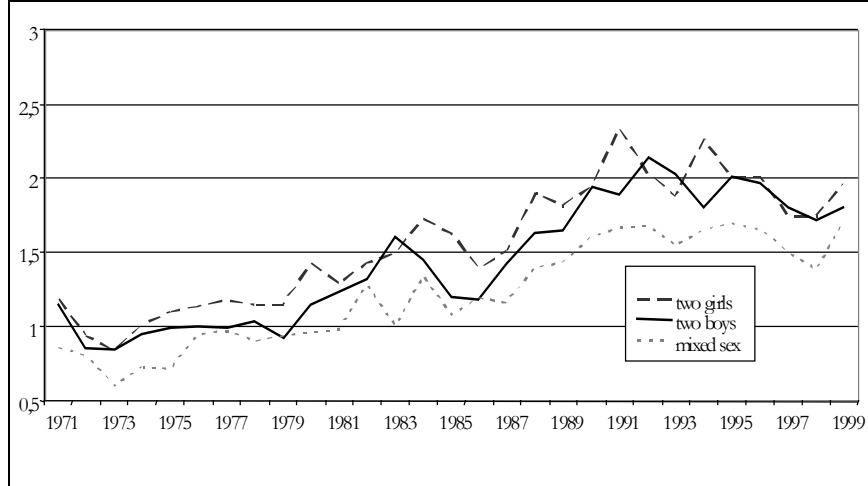
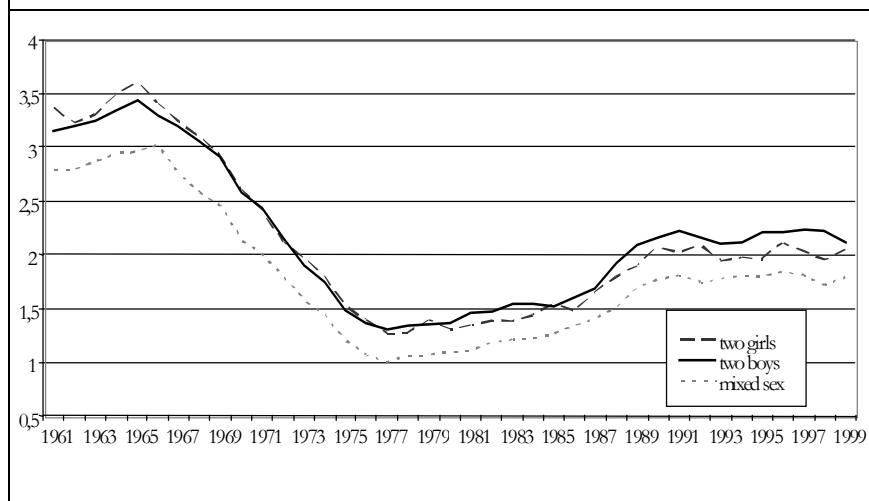


Abbildung 1: Relative Risiken dritter Geburten nordischer Mütter, nach Geschlecht der beiden erstgeborenen Kinder

(Quelle: Nordische Bevölkerungsregister, eigene Berechnungen; vgl. Andersson/Hank/Ronsen/Vikat 2006: 260ff.)

(c) Norwegen, 1961 bis 1999, relative Risiken bezogen auf Mütter mit Sohn und Tochter 1977



(d) Schweden, 1961 bis 1999, relative Risiken bezogen auf Mütter mit Sohn und Tochter 1977

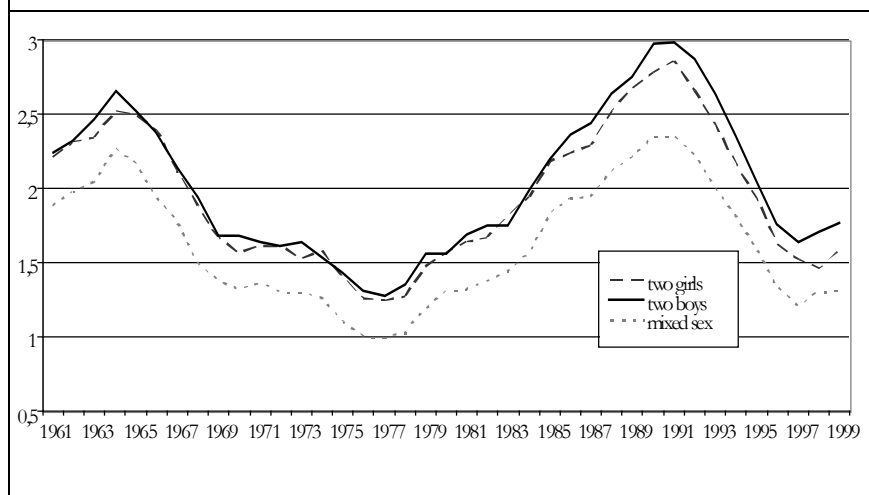


Abbildung 1 (Forts.): Relative Risiken dritter Geburten nordischer Mütter, nach Geschlecht der beiden erstgeborenen Kinder

(Quelle: Nordische Bevölkerungsregister, eigene Berechnungen; vgl. Andersson/Hank/Ronsen/Vikat 2006: 260ff.)

In *Finnland* zeigt sich von Beginn unseres Beobachtungszeitraums 1971 an das niedrigste Risiko einer dritten Geburt bei Müttern mit je einem Sohn und einer Tochter; die Wahrscheinlichkeit für ein drittes Kind ist hingegen im Allgemeinen am höchsten, wenn die beiden ersten Geburten Mädchen waren (vgl. Abb. 1b). Dies interpretieren wir so, dass in Finnland *neben einer stabilen Präferenz für einen Geschlechtermix auch eine Sohnespräferenz* beobachtet werden kann, deren Intensität sich in den letzten 30 Jahren des vergangenen Jahrhunderts nicht systematisch verändert hat.

Auch in *Schweden* finden wir – mindestens seit 1961 – die höchsten Risiken für Drittgeburten unter Müttern mit zwei gleichgeschlechtlichen Erstgeborenen (vgl. Abb. 1d). Ab etwa Mitte der 1980er Jahre beginnen jedoch die Wahrscheinlichkeiten, ein weiteres Kind zu bekommen, zu divergieren, je nachdem, ob die Mutter bereits zwei Jungen oder zwei Mädchen geboren hat. Anders als in Finnland finden sich seither in Schweden Hinweise auf eine Töchterpräferenz, die sich in entsprechend höheren Drittgeburtsrisiken für Mütter von Söhnen widerspiegelt.⁴ Diese Entwicklung findet sich fast identisch auch in *Dänemark* (Abb. 1a) und in *Norwegen* (Abb. 1c): Parallel zur *durchgängig beobachtbaren deutlichen Präferenz für einen Geschlechtermix*, mit einem bis zu 25 Prozent höheren Risiko einer dritten Geburt bei gleichgeschlechtlichen ersten Kindern, hat sich hier seit Ende der 1970er bzw. Anfang der 1980er Jahre eine »neue« Präferenz für Töchter entwickelt.

Zusammenfassung und Diskussion

Unsere Untersuchungen haben gezeigt, dass (a) in allen betrachteten Ländern verhaltensrelevante Geschlechterpräferenzen für Kinder existieren⁵, (b) dass es diesbezüglich – mutmaßlich kulturell bedingte – regionale Unterschiede gibt, und (c) dass sich sogar »neue« Präferenzen parallel zu gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen entwickeln können.

Die jüngste Entwicklung einer Töchterpräferenz in Dänemark, Norwegen und Schweden könnte darauf zurückzuführen sein, dass in Gesellschaften mit einer hohen Frauenerwerbsquote Mädchen sowohl als zukünftige »breadwinner« als auch

4 Eine Zusatzauswertung der schwedischen Daten zeigt zudem, dass es keine Unterschiede zwischen der Stadt- und Landbevölkerung sowie zwischen verschiedenen Bildungsschichten hinsichtlich des Zeitpunktes der Entwicklung oder bezüglich der Stärke der beobachteten Mädchenpräferenz gibt (vgl. Andersson/Hank/Vikat 2006).

5 Es ist allerdings deutlich darauf hinzuweisen, dass die Größenordnung der beobachteten Effekte verhältnismäßig klein ist und dass es keinerlei Grund zu Befürchtungen gibt, dass im europäischen Kontext des frühen 21. Jahrhunderts ähnliche Entwicklungen stattfinden könnten wie jene, die in Teilen Asiens zu Millionen »fehlender« Frauen und Mädchen geführt haben (vgl. Das Gupta 2005).

als zukünftige »caregiver« betrachtet werden und damit (zumindest potentiell) einen – im Vergleich zu Söhnen – doppelten Nutzen für ihre Eltern stiften (vgl. Brockmann 2001). Dieser Erklärungsansatz trägt jedoch nicht dazu bei, die Persistenz der finnischen Sohnespräferenz zu verstehen. Hier dürften vielmehr, trotz rascher Modernisierung und als Folge einer vergleichsweise späten Industrialisierung, eher traditionelle und agrarisch geprägte Werte weiter fortbestehen. Dass es sich hierbei um kulturell tief verwurzelte Einstellungen handelt, zeigt sich auch darin, dass finnischstämmige Migrantinnen in Schweden exakt dasselbe Muster von Geschlechterpräferenzen zeigen wie weiter in Finnland lebende Mütter (vgl. Andersson/Hank/Vikat 2006).

Leider ist die Güte der Erklärungsversuche von Geschlechterpräferenzen in den vergangenen Jahren nicht in gleicher Weise gewachsen wie die Zahl der empirischen Studien, die die Existenz, die Dynamik und die Verhaltensrelevanz solcher Präferenzen auch in modernen Industriegesellschaften belegen. Entsprechend klar erscheint uns für die Zukunft die Notwendigkeit *interdisziplinärer* Forschung auf diesem Gebiet zu sein.

Literatur

- Andersson, G. (2004), »Childbearing Developments in Denmark, Norway, and Sweden from the 1970s to the 1990s: A Comparison«, *Demographic Research* (Sonderheft 3), S. 155–176 (online verfügbar unter <http://www.demographic-research.org/special/3/7/>).
- Andersson, G./Woldemicael, G. (2001), »Sex Composition of Children as a Determinant of Marriage Disruption and Marriage Formation: Evidence from Swedish Register Data«, *Journal of Population Research*, Jg. 18, S. 143–153.
- Andersson, G./Hank, K./Ronsen, M./Vikat, A. (2006), »Gendering Family Composition: Sex Preferences for Children and Childbearing Behavior in the Nordic Countries«, *Demography*, Jg. 43, S. 255–267.
- Andersson, G./Hank, K./Vikat, A. (2006), »Understanding Parental Gender Preferences in Advanced Societies: Lessons from Sweden and Finland«, *MPIDR Working Paper WP 2006–019*, Rostock.
- Bergqvist, C. (Hg.) (1999), *Equal Democracies? Gender and Politics in the Nordic Countries*, Oslo.
- Brockmann, H. (2001), »Girls Preferred? Changing Patterns of Sex Preferences in the Two German States«, *European Sociological Review*, Jg. 17, S. 189–202.
- Brunborg, H. (1987), »Gutt eller jente?«, *Tidsskrift for den Norske Lægeforening*, Jg. 14, S. 1207–1209.
- Clark, S. (2000), »Son Preference and Sex Composition of Children: Evidence from India«, *Demography*, Jg. 37, S. 95–108.
- Dahl, E./Beutel, M./Brosig, B./Hinsch, K.-D. (2004), »Die präkonzeptionelle Geschlechtswahl zu nichtmedizinischen Zwecken: Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage in Deutschland«, *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie*, Jg. 1, S. 20–23.

- Das Gupta, M. (2005), »Explaining Asia's »Missing Women«: A New Look at the Data«, *Population and Development Review*, Jg. 31, S. 529–535.
- Diekmann, A./Schmidheiny, K. (2004), »Do Parents of Girls Have a Higher Risk of Divorce? An Eighteen-country Study«, *Journal of Marriage and Family*, Jg. 66, S. 651–660.
- Hank, K. (2007), »Gender Preferences and Reproductive Behaviour: A Review of the Recent Literature«, *Journal of Biosocial Science* (im Erscheinen).
- Hank, K./Kohler, H.-P. (2000), »Gender Preferences for Children in Europe: Empirical Results from 17 FFS Countries«, *Demographic Research*, Jg. 2, o.S. (online verfügbar unter <http://www.demographic-research.org/Volumes/Vol2/1>).
- Hank, K./Kohler, H.-P. (2003), »Sex Preferences for Children Revisited: New Evidence from Germany«, *Population (English Edition)*, Jg. 58, S. 133–144.
- Jacobsen, R./Møller, H./Engholm, G. (1999), »Fertility Rates in Denmark in Relation to the Sexes of Preceding Children in the Family«, *Human Reproduction*, Jg. 14, S. 1127–1130.
- Kartovaara, L. (1999), »Boy or Girl? Does it Matter and Is it a Coincidence or Destiny?«, *Vortrag bei der European Population Conference*, Den Haag, Niederlande.
- Larsen, U./Woojin, C./Das Gupta, M. (1998), »Fertility and Son Preference in Korea«, *Population Studies*, Jg. 52, S. 317–325.
- Lundberg, S. (2005), »Sons, Daughters, and Parental Behaviour«, *Oxford Review of Economic Policy*, Jg. 21, S. 340–356.
- Lundberg, S./Rose, E. (2002), »The Effects of Sons and Daughters on Men's Labor Supply and Wages«, *Review of Economics and Statistics*, Jg. 84, S. 251–268.
- Lundberg, S./Rose, E. (2003), »Child Gender and the Transition to Marriage«, *Demography*, Jg. 40, S. 333–349.
- Nauck, B. (2001), »Der Wert von Kindern für ihre Eltern. »Value of Children« als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 53, S. 407–435.
- Pollard, M. S./Morgan, S. P. (2002), »Emerging Parental Gender Indifference? Sex Composition of Children and the Third Birth«, *American Sociological Review*, Jg. 67, S. 600–613.
- Raley, S./Bianchi, S. (2006), »Sons, Daughters, and Family Processes: Does Gender of Children Matter?«, *Annual Review of Sociology*, Jg. 32, S. 401–421.
- SCB (2003), *Access to Microdata in the Nordic Countries*, Statistics Sweden, Stockholm (online verfügbar unter http://www.micro2122.scb.se/Access_to_microdata_in_the_Nordic_countries.pdf).
- Schullström, Y. (1996), »Garçon ou fille? Les préférences pour le sexe des enfants dans les générations suédoises 1946–1975«, *Population*, Jg. 51, S. 1243–1245.
- Terwey, M. (2000), »ALLBUS: A German General Social Survey«, *Schmollers Jahrbuch – Journal of Applied Social Science Studies*, Jg. 120, S. 151–158.
- Yamaguchi, K./Ferguson, L. R. (1995), »The Stopping and Spacing of Childbirths and Their Birth-history Predictors: Rational-choice Theory and Event-history Analysis«, *American Sociological Review*, Jg. 60, S. 272–298.
- Zeng, Y./Ping, T./Baohang, G./Yi, X./Bohua, L./Yongping, L. (1993), »Causes and Implications of the Recent Increase in the Reported Sex Ratio at Birth in China«, *Population and Development Review*, Jg. 19, S. 283–302.